

A decorative border of purple bell flowers with green stems and leaves frames the top and sides of the cover. The flowers are in various stages of bloom, some fully open and some as buds.

ALEXANDRA
JONES

dot:
books

GLENGARTH

Jahre des Schicksals

A woman with dark hair styled in a bun stands in the center of the cover. She is wearing a white long-sleeved blouse with a high collar and a dark, patterned lace vest. Her skirt is dark and full. She is holding a small, patterned bag. The background is a scenic landscape with a river, green hills, and a large stone castle in the distance under a cloudy sky.

Eine schottische
Familiensaga

Über dieses Buch:

Der stolze Familiensitz Glengarth in den Hügeln der Highlands, Anfang des 20. Jahrhunderts ... Die Brüder Lindsay und Rory Roskillen könnten unterschiedlicher nicht sein: Während Lindsay seinen Pflichten als ältester Sohn und Erbe nachkommt, genießt Rory sein Leben in London, frei von aller Verantwortung. Keiner scheint den anderen um etwas zu beneiden - bis Lindsay eines Tages Annie, der mittellosen Tochter eines seiner Pächter, begegnet. Wie ein Blitz trifft ihn deren anmutige Schönheit und zum ersten Mal beginnt er mit seinem Leben voll gesellschaftlicher Erwartungen zu hadern. Als Rory auf Glengarth auftaucht und sich auch zu Annie hingezogen fühlt, steht diese plötzlich zwischen den Fronten: Welchem der Brüder gehört ihr Herz - und könnte ihre Wahl den Roskillen-Clan für immer spalten?

Über die Autorin:

Die britische Autorin Alexandra Jones wurde in Indien geboren, wo ihre britischen Eltern die letzten Tage der Kolonialherrschaft erlebten und Indien und Pakistan unabhängig wurden. Auf britischer Seite setzte sie setzt sich für Pakistans Übergang zu einem eigenständigen Staat ein. Später kehrte sie mit ihrer Familie nach England zurück und lebt heute mit ihrem Mann und drei Söhnen in Devon. Sie ist Autorin von zahlreichen historischen Romanen, die in verschiedene Sprachen übersetzt wurden.

Ebenfalls bei dotbooks erschienen sind ihre historischen Romane »Das Vermächtnis von Kilmorna House«, »Mandalay - Der Traum von Freiheit«, »Indara - Über den goldenen Dächern von Siam«, »In den Weinbergen von Vinarosa«, »Die englische Ärztin«, »Der Klang der neuen Welt«, »Der Sommer vor dem Sturm«, »Die englische

Goldschmiedin«, »Glengarth - Zeiten der Hoffnung«,
»Glengarth - Tage des Glücks«.

eBook-Neuausgabe Mai 2022

Die englische Originalausgabe erschien erstmals 1991 unter dem Originaltitel »Glengarth. Die deutsche Erstausgabe erschien 1997 unter dem Titel »Die Dinge des Lebens« bei Schneekluth

Copyright © der englischen Originalausgabe 1991 by Alexandra Jones

Copyright © der deutschen Erstausgabe 1997 by Schneekluth

Ein Imprint der Weltbild Verlag GmbH, Augsburg

Copyright © der Neuausgabe 2022 dotbooks GmbH, München

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf - auch teilweise - nur mit Genehmigung des Verlages wiedergegeben werden.

Titelbildgestaltung: Wildes Blut - Atelier für Gestaltung
Stephanie Weischer unter Verwendung mehrerer Bildmotive von © shutterstock

eBook-Herstellung: Open Publishing GmbH (mm)

ISBN 978-3-98690-005-2

Liebe Leserin, lieber Leser, wir freuen uns, dass Sie sich für dieses eBook entschieden haben. Bitte beachten Sie, dass Sie damit ausschließlich ein Leserecht erworben haben: Sie dürfen dieses eBook - anders als ein gedrucktes

Buch - nicht verleihen, verkaufen, in anderer Form weitergeben oder Dritten zugänglich machen. Die unerlaubte Verbreitung von eBooks ist - wie der illegale Download von Musikdateien und Videos - untersagt und kein Freundschaftsdienst oder Bagatelldelikt, sondern Diebstahl geistigen Eigentums, mit dem Sie sich strafbar machen und der Autorin oder dem Autor finanziellen Schaden zufügen. Bei Fragen können Sie sich jederzeit direkt an uns wenden: info@dotbooks.de. Mit herzlichem Gruß: das Team des dotbooks-Verlags

Sind Sie auf der Suche nach attraktiven Preisschnäppchen, spannenden Neuerscheinungen und Gewinnspielen, bei denen Sie sich auf kostenlose eBooks freuen können? Dann melden Sie sich jetzt für unseren Newsletter an: www.dotbooks.de/newsletter (Unkomplizierte Kündigung-per-Klick jederzeit möglich.)

Wenn Ihnen dieser Roman gefallen hat, empfehlen wir Ihnen gerne weitere Bücher aus unserem Programm. Schicken Sie einfach eine eMail mit dem Stichwort »Glengarth - Jahre des Schicksals« an: lesetipp@dotbooks.de (Wir nutzen Ihre an uns übermittelten Daten nur, um Ihre Anfrage beantworten zu können - danach werden sie ohne Auswertung, Weitergabe an Dritte oder zeitliche Verzögerung gelöscht.)

Besuchen Sie uns im Internet:

www.dotbooks.de

www.facebook.com/dotbooks

www.instagram.com/dotbooks

blog.dotbooks.de/

Alexandra Jones
Glengarth - Jahre des Schicksals

Eine schottische Familiensaga - Band 1

Aus dem Englischen von Daniela Herbst und Birgit Oberg

dotbooks.

Dem Gedanken an meinen Vater und seinen Erinnerungen
an die Barke Ayrshire gewidmet.

»In den Herzen derer zu leben, die wir zurücklassen, heißt,
nicht zu sterben.«

Campbell

Vorwort

Schottland 1917

In der großen Halle von Glengarth stand ein kleiner, blondschöpfiger Junge, der sich fest an die Hand seiner Mutter klammerte.

»Mama«, sagte er und starrte auf die an der Wand hängenden Porträts, »wer sind die?«

»Deine Vorfahren, Jamie. Die Lairds von Glengarth.«

»Was ist ein Vorfahre? Erzähl mir von ihnen ... von dem da.« Er wies auf einen verdrießlich aussehenden Herrn.

»Das ist dein Urgroßvater.« Das Bild des Lairds stammte aus einer Zeit, bevor sie ihn kannte. Ein junger Mann, der vor über einem halben Jahrhundert Hirsche gejagt hatte, und nicht der reiche Grundbesitzer, an den sie sich aus ihrer Kindheit erinnerte.

»Und der daneben, in dem lustigen Kostüm? Ist das ein Prinz wie Bonnie Prince Charlie?«

Die Frau lächelte. »Das könnte man sagen, Jamie. Das war dein Großvater. Er hieß auch James. Er verbrachte den größten Teil seines Lebens in Indien.«

»Erzähl mir von ihm, Mama, und von Indien. Ist das da, wo sie die Tiger jagen?«

»Ja, Jamie, eine Geschichte von indischen Prinzen, genau wie die Märchen über die Wassergeister ...« Die Stimme der Erzählerin erstarb. Wie konnte sie Jamie von jemandem erzählen, der *Sadhu* genannt wurde und von dem es hieß, er habe Glengarth und die Seinen mit einem Fluch belegt?

Eine Geschichte, von der sich herausgestellt hatte, dass sie mehr als nur einen Hauch von Wahrheit enthielt.

»Ich habe ihn nie gekannt, Jamie.«

»Und der Mann neben dem indischen Prinzen, ist das Bonnie Prince Charlie?«

»Nein, das ist Laird Lindsay.«

»Er *sieht* aber wie Bonnie Prince Charlie aus.«

»Ja, Laird Lindsay sah immer besonders vornehm aus, wenn er die Festkleidung der Highlander trug.«

Jamie baute sich vor dem Porträt eines anderen jungen Mannes auf, eines halben Jünglings, der die Uniform eines Seekadetten zu tragen schien. »Ich möchte so sein wie er!« Mit einem Ausdruck von Stolz wies Jamie mit seinem Zeigefinger auf das Bild. »Wenn ich groß bin, möchte ich zur See fahren! Ist er mein Vater? Mama, warum hängt dein Bild nicht hier bei den anderen Ladies von Glengarth?«

Die Mutter zögerte. Sie blickte auf die leeren Stellen an der Wand, wo alte Bilder und Gobelins gehangen hatten. Obwohl sie den Grund kannte, beantwortete sie die Frage ihres Sohnes nicht, sondern erwiderte: »Jamie, die meisten Möbel und Bilder wurden entfernt und eingelagert, als der Krieg begann. Wir haben auch gar kein Recht hier zu sein, weißt du. Glengarth gehört jetzt der Admiralität und wir sind wie Eindringlinge. Also, wenn wir uns jetzt nicht beeilen, verpassen wir nicht nur den Dampfer nach Renfrew, sondern auch die Überraschung, die ich für dich habe.«

Wie konnte sie Jamie die Wahrheit sagen? Wo sollte sie anfangen?

Erstes Buch

Baharabad, Indien 1898/99

»... Oh, unserer Männlichkeit Blütezeit!
Der Geist fühlt keinerlei Versagen,
Kein Spiel der Muskeln ist gehemmt,
Keine Sehne geschwächt,
Und diese wilde Lebensfreude! ...«

Robert Browning, *Saul*

Kapitel 1

Die indische Nacht bricht plötzlich herein.

Die Straße, auf der sie reisten, war kaum mehr als ein gewundener Pfad durch den Terai. Ein früherer Monsunregen hatte die Gräben gefüllt und stellenweise überspülte das Wasser den Weg. Der Kadaver eines Schakals trieb vorüber; er war in der Astgabel eines Stück Treibholzes gefangen.

»*Juldi ... juldi hai!*« rief James Beaully Roskillen und trieb den *Rikscha-Wallah* an, als handele es sich um ein Pferd. Immer wieder warf James einen Blick auf seine Taschenuhr, die er aus der Westentasche gezogen hatte. Er würde zu spät zur großen *Burrakana* kommen, die am heutigen Abend in Simla stattfinden sollte. Lord Curzon, der Vizekönig von Indien, würde anwesend sein und es wäre nicht gut, den bedeutenden Mann warten zu lassen.

Aber der *Rikscha-Wallah* hatte Schwierigkeiten die Räder des Gefährts aus dem klebrigen, schwarzen Morast zu ziehen, der sie festhielt.

Rory Duncan, der gerade erst acht Jahre alt war, seufzte ungeduldig, verspürte aber auch Mitleid mit dem armen indischen Kuli, der sein Bestes gab. »Papa, wäre es nicht leichter, wenn Lindsay und ich aussteigen würden, damit die Rikscha leichter wird? Während er zieht, könnten wir schieben.« Es zeugte von Rorys Respekt für seinen Vater, dass er nicht vorgeschlagen hatte, jener solle ebenfalls aussteigen um das Gewicht der Rikscha zu verringern. Rory und Lindsay saßen eng an die Seiten des Gefährts gedrückt, der Vater zwischen ihnen.

»Bleib, wo du bist, Junge!«, fuhr ihn sein Vater an, der für seine Reizbarkeit bekannt war. »Du wirst dir die Schuhe schmutzig machen. Der Kerl ist ein Narr, dass er uns

überhaupt durch den Dschungel fährt. Abkürzung! Ich gebe ihm eine Abkürzung!« Er schwang das *Malakkarohr* durch die Luft und trieb ihn noch einmal zur Eile an: »*Juldi hai!*«

»*Acha Sahib, acha Sahib!*« Der Rikscha-Wallah verdoppelte seine Anstrengungen.

Sein Vater, ein rothaariger Schotte, war für sein hitziges und cholerasches Temperament bekannt und Rory gehorchte der Stimme der Autorität. Unglücklich dachte er darüber nach, dass sie sich nicht in dieser misslichen Lage befinden würden, wenn nicht ein Achsenbolzen des Landauers zu einem äußerst ungünstigen Zeitpunkt verloren gegangen wäre. Vater, sein älterer Bruder Lindsay und er hatten sich auf einem *Shikar*, einem Jagdausflug, befunden. Vater dachte, es sei an der Zeit, »aus den Söhnen Männer« zu machen, wie er Brig erzählt hatte, indem er sie in die Freuden des Schweineabstechens und Jagens und Schießens von Tigern einweihte!

Der *Shikar* hatte nahe eines im Landesinneren gelegenen Hauses - Erinmore Lodge - stattgefunden, das Brigadegeneral Sir Dougald MacKincade oder Brig, wie er genannt wurde, gehörte.

»Verdammt noch mal, Junge!«, hatte sein Vater geschrien. »Hör auf mit dem Gejammer und greif das verfluchte Biest an! Nimm die Flinte, wenn du nicht mit dem verflixten Schweinestock umgehen kannst.«

Rory vermutete schon lange, dass seinem Vater der Anblick seiner Haut gefiele, wenn sie neben den alten Gobelins, Hirschköpfen und Tigerfellen in der großen Halle von Glengarth hängen würde, an die er sich deutlich erinnerte, obwohl man ihn im zarten Alter von sechs Jahren dem heimatlichen Schottland entrissen hatte. Er hatte die Augen geschlossen, abgedrückt und sich für seine Bemühungen einen Eintrag in Brigs Jagdbuch gesichert, da er eine für diese Jahreszeit ungewöhnliche Wachtel an Stelle eines Dschungelschweins getroffen hatte.

Aber er war nicht der Einzige, der bei diesem ländlichen *Shikar* nicht richtig gezielt hatte. Rory hegte eine ganz besondere Abneigung gegen die Frau des Steuereintreibers, eine großbusige Frau mit herzhaftem Appetit, deren einziger Lebensinhalt die völlige Ausrottung der indischen Bevölkerung und der wilden Tiere zu sein schien, bevor sie wieder nach England zurückkehrte. »Ha, ich hab es!«, kreischte sie entzückt, bevor sie ins Unterholz stürmte um ihr Opfer zu begutachten.

Memsahib schien nicht besonders bedrückt, als sie anstelle des erwarteten Schweins einen durchbohrten eingeborenen Träger vorfand. »Nur keine Aufregung«, rief sie fröhlich. »Ist doch nicht tragisch. Wenn sich jemand vom gewohnten Pfad *entfernt*, was kann er dann schon anderes erwarten?«

Der arme indische Träger, der für den Steuereintreiber und die *Memsahib* auf die Büsche geschlagen hatte, wurde eiligst auf einem *Doolie*, einer provisorischen Bahre, vom ›Schlachtfeld‹ entfernt und ungerührt drangen die *Shikaris* weiter vor.

Rory beobachtete die verzweifelten Bemühungen des eingeborenen Kulis, der gegen die Gesetze der Schwerkraft und die des großen weißen Herrn arbeitete. Er hörte den Inder stöhnen, als läge er auf der Streckbank; der Schweiß glänzte auf seinem Körper wie bei einem Pferd, das sich vergeblich müht das Ziel zu erreichen. Zu diesem Zeitpunkt seines Lebens beschäftigte sich Rory Duncan fatalerweise mit dem Tod und mit makabren Dingen. Mit seinen Kinderaugen hatte er die Wertlosigkeit eines Lebens in Indien gesehen und seine lebhafteste Fantasie arbeitete überschäumend. Würde der Schädel des Rikscha-Wallahs von dem Lederband, das um die Stirn geschlungen war und mit dem er den Karren zog, gespalten werden? Würden die mageren Rippen durch die dünne Haut stechen, die das unnatürlich große Herz umspannte?

Einmal hatte er in einem Gespräch zwischen seinem Vater und Brig gehört, dass die Herzen der Rikscha Wallahs wahrscheinlich viel größer als die anderer waren, was ihnen erlaubte Arbeiten zu verrichten, die normale Sterbliche umgebracht hätten. Außerdem verdienten sie mehr Rupien als andere eingeborene Diener und wenn schnöder Mammon eine so große Anziehungskraft besaß, konnte man den großen weißen Herrn nicht verantwortlich machen, wenn die indischen Rikscha-Wallahs im Alter von ungefähr sechzehn Jahren tot umfielen.

Der Moloch! Der Anfang von allem; Leben, die nach der Prophezeiung eines alten indischen *Sadhus* zu geknickten Gräsern wurden ...

Rory wandte sich seinem Bruder zu. »Tu etwas!«, zischte er hinter dem Rücken des Vaters.

Aber Lindsay blieb unbeeindruckt; sein Gesicht wandte sich fernen Bäumen zu, hinter denen die Sonne langsam versank und der Himmel von Rosa, Rosenrot und Safran im Westen zu Blau, Violett und Pflaumenblau im Osten wechselte. Bald würde er tiefschwarz sein. Rory war es nie wieder möglich, einen Sonnenuntergang zu beobachten ohne an die schmerzhafteste Stelle an seinem Ellenbogen zu denken, die abwechselnd die gleichen bunten Farben annahm wie der Sonnenuntergang im Terai.

»Das ist der Bluterguss aller Blutergüsse, Master Rory Sahib«, bemerkte seine *Ayah*, als sie später den angeschlagenen Knochen des Jungen versorgte. »Was hast du nur angestellt, he?«

»Das magst du wohl fragen, *Dharkli*«, murmelte Rory, der die Wahrheit für sich behielt, während er die Nacht des Blutergusssonnenuntergangs noch einmal vor sich sah.

Nachdem der Landauer auf dem halben Weg nach Tippindee, ihrem eigenen Sommerhaus in den Hügeln von Simla, zusammengebrochen war, saßen sie, samt den beiden indischen Dienern, die sich um sie kümmerten, fest. Vater war wütend über die *indische Unfähigkeit* gewesen

und hatte seinen Dienern eine Standpauke, gespickt mit deftigen schottischen Ausdrücken, gehalten, da er keine Ahnung hatte, wie sie bis zum Abend nach Hause gelangen sollten. Dann war diese armselige Rikscha des Weges gekommen und ihr Vater hatte den Anblick mit sichtlicher Erleichterung zur Kenntnis genommen. Der junge Rikscha-Wallah sagte: »Für nur siebzig Rupien übernehme ich drei Meilen Ihrer Reise, *Burra-Sahib*.«

Rory wusste, dass man für siebzig Rupien ein gutes gebrauchtes Fahrrad kaufen konnte, also war der Rikscha-Wallah trotz seines strahlenden Lächelns, das er dem Vater schenkte, ein Gauner.

»Drei Rupien«, bellte James Beaully Roskillen und Rory merkte daran, wie verzweifelt sein Vater nach Hause gelangen wollte, denn normalerweise hätte er nur drei Annas geboten.

»Fünf Rupien, *Burra-Sahib*. Ich bin nur ein armer, bescheidener Mann, der sich auf ehrliche Art seinen Lebensunterhalt verdienen will. Ich habe sechs kleine Kinder und eine kranke Frau, die gerade dabei ist, das siebente Kind zu gebären.« Der Rikscha-Wallah war wenigstens redegewandt.

Rory behielt seine Befürchtungen für sich.

Mit einem gleichmütigen Wink des Einverständnisses ließ James die beiden Diener unter dem Landauer zurück und nahm seine Söhne mit.

Der Rikscha-Wallah hatte vergessen seinem schottischen Herrn mitzuteilen, dass die Rikscha für drei Personen zu eng, zu kopflastig und zu langsam war und die Abkürzung durch den Terai führte, in den weder der Vater noch die Söhne zurückkehren wollten.

Die unmittelbare Nähe zu seinem Vater verursachte Rory jedes Mal Atemschwierigkeiten. Er saß ihm beinahe auf dem Schoß und hielt den Atem an, wobei er schweigend zu ersticken drohte, da der Vater es hasste, wenn man in seiner Nähe zappelte. Rory hatte nicht einmal gemerkt,

dass er sich bewegt hatte; er hatte nur versucht Blickkontakt zu Lindsay zu bekommen, als der Vater brüllte: »Sitz still, Junge! Du wirst noch schuld sein, wenn wir uns überschlagen, wenn du dich weiterhin wie ein Wurm windest.«

Rory wich vor dem Sturm des keltischen Temperaments seines Vaters zurück und blieb mit dem Ellenbogen an einem rostigen Nagel hängen, mit dem das wetterfeste lederne Dach der Rikscha an den Seiten befestigt war. Er fühlte den Riss sogar durch den Ärmel der dicken Norfolkjacke. Da er miterlebt hatte, wie andere durch Nachlässigkeit und Krankheiten umkamen, hatte er Angst an einer Blutvergiftung sterben zu müssen. Außerdem hatte er kein Testament gemacht, in dem festgelegt war, wer sich um sein Hausäffchen Suzy kümmern sollte. Papa würde sie bloß an Leute abgeben, die sich nicht richtig um sie kümmerten, oder an irgendeinen Zoo. Deshalb wehrte sich Rory Duncan jetzt als echter Schotte im Angesicht der Ungerechtigkeit. Vorsichtig rutschte er vom engen Sitz der Rikscha, um sich zu Boden gleiten zu lassen, damit das Gewicht des Karrens verringert wurde. Aber bevor irgendjemand wusste, was geschah, passierte, was sein Vater vorhergesagt hatte: Die Rikscha fiel auf die Seite, wie eine Stute, die fohlen will, und die drei Insassen landeten im Morast.

Der weiße, aus Naturseide gefertigte Tropenanzug seines Vaters, den er angelegt hatte, nachdem der *Shikar* beendet war, war über und über mit dem Schlamm des Dschungelpfades beschmiert und erinnerte eher an die Wäsche eines Bergarbeiters nach einem Tag in der Grube. Rory sah, dass sein Vater vor Wut sprachlos war. Sein kostbarer *Sola Topi*, der Tropenhelm, das Symbol der Eroberungen fremder Küsten durch den weißen Mann, war auf dem grinsenden Schädel eines einst tollwütigen Schakals gelandet, der, im Graben gefangen, gestorben war.

Rory überkam der starke Drang zu lachen, aber als er das Gesicht des Vaters sah, wagte er es nicht. Auch Lindsays Miene blieb steinern.

Dann erstarb der Wunsch nach Heiterkeit, als Rory das Vorhaben seines Vaters erkannte. »*Nicht, Papa! Tu es nicht!*« Rory war bereits vom Boden aufgesprungen und fiel dem Vater in den Arm. »Schlag ihn nicht, Papa, nein! Es war alles meine Schuld.«

»Dann wirst auch du eine Tracht Prügel beziehen, sobald wir zu Hause sind ... *Geh* mir aus dem Weg!«

Keiner der beiden Jungen mochte glauben, was dann geschah. Rory konnte nur vermuten, dass sein Vater so sehr in seinem Stolz und seinem Selbstbewusstsein verletzt war, dass er darüber den Verstand verloren hatte. Die letzten Strahlen der sinkenden Sonne glänzten auf dem silbernen Beschlag des Stockes, als James den Inder beinahe zu Tode prügelte. Magere Arme bemühten sich vergeblich Kopf und Gesicht zu schützen und die blutunterlaufenen Augen rollten wie bei einem verzweifelten Tier hin und her, als der Rikscha-Wallah unter dem Angriff zusammenbrach und wie ein Teppich, der ausgeklopft wurde, mit dem Gesicht nach unten vor den Füßen des weißen Herrn lag.

Lindsay übergab sich in den Graben.

Ein Pferd, auf der Straße misshandelt, schreit zum Himmel nach menschlichem Blut - wie oft hatte ihn sein Lehrer, der alte, langweilige Shawmoss, zur Strafe Verse aus den *Prophezeiungen der Unschuld* auswendig lernen lassen. Auch Rory wurde übel. Er wusste, dass er sich nie wieder an diese Worte würde erinnern können ohne an diesen barbarischen Akt auf der Straße nach Tippindee zu denken.

Trotz seines verschmutzten Äußeren trat James würdevoll über den blutenden, leblosen Körpers des indischen Kulis hinweg. Er holte sich den feuchten Tropenhelm aus dem Graben, obwohl die Sonne inzwischen

verschwunden war und vom strahlend hellen Licht des Mondes ersetzt wurde, das den Terai überflutete.

»*Kommt*, alle beide! Und haltet Schritt! Es war ein *widerwärtiger* Abend - und alles nur wegen der Unfähigkeit der Eingeborenen!«

»Was ist mit ihm?«, fragte Rory und deutete auf das menschliche Pferd, das auf der Straße misshandelt worden war.

»Was soll mit ihm sein?«, fragte der zukünftige Laird von Glengarth und Rory war überzeugt, dass sein Vater den Wahnsinn der Ahnen geerbt hatte.

»Tiger oder Schakale könnten ihn fressen, Papa«, antwortete Rory und zwang sich dem Graben auszuweichen, über dem Lindsay noch immer stand und sich das Herz aus dem Leibe würgte.

»Das soll weder dich noch mich kümmern«, sagte James. »Der Kerl war ein Rupienhai, sonst nichts. Wahrscheinlich hatte er vor uns noch tiefer in den Dschungel zu führen und uns dort grausam zu töten um an unser Geld zu kommen.« James suchte nach seiner Taschenuhr, die glücklicherweise noch in der schmutzigen Weste steckte.

»Er war kaum älter als ... als Lindsay, Papa!« Rory, der den Tränen nahe war, bemerkte, dass er schrie. Es war ihm gleichgültig. »Und er hatte Kinder zu Hause, *Vater!*«

»Du *wagst* es, mir gegenüber einen solchen Ton anzuschlagen, du unverschämter Welpen? Für deine verdammte Frechheit verdienst du die Peitsche und die wirst du auch spüren, sobald wir zu Hause sind!«

Jede Nacht und jeden Morgen harren deiner neue Sorgen!

Während sie auf dem morastigen, von Moskitos belagerten Weg das kurze Stück zurückgingen, das sie in der unglückseligen Rikscha gefahren waren, war Rory so damit beschäftigt, Mr. Blakes kluge Äußerungen über die menschliche Rasse zu bedenken, dass er gegen seinen

Vater prallte, als jener plötzlich stehen blieb. »Verzeihung, Vater ...« Die Entschuldigung erstarb ihm in der Kehle.

Eine Erscheinung, geisterhaft und grotesk, ein knochiges Gespenst mit blutgefüllten unterlaufenen Augen, entstanden durch fanatisches religiöses Fasten, erhob sich vor ihnen im Mondlicht – wie eine Rauchwolke direkt aus der Hölle, wie eine Leiche aus dem Sarg, wie eine Reinkarnation des verschwundenen Geistes –, wenngleich der Verstand behaupten würde, dass der heilige Mann auf dem Boden gehockt hatte, bis sie über ihn gestolpert waren. Aber in diesem Augenblick sah Rory nur die Unwirklichkeit und das Grauerweckende der Erscheinung.

Die blasse, hagere Brust des Sadhus, haarlos und nackt, mit Rippen, die wie Haken herausstanden, der *Dhoti*, der schlaff zwischen den streichholzdünnen Beinen hing – die Gestalt war zehnmal größer und zwanzigmal grauenvoller als sein Vater und brachte Rory Duncan Roskillen fast dazu, sich auf dem Absatz umzudrehen und zu fliehen, wie er auch vor dem wütenden Dschungelschwein geflohen war, das ihm im Verlauf des Tages begegnet war.

Obwohl der heilige Mann halbnackt war und nur von verwilderten grauen Locken, die in verfilzten Strähnen bis auf die knochigen Knie fielen, bedeckt wurde, wirkte er nicht einen Augenblick so, als habe er das Gewand der menschlichen Würde abgelegt. Voller Majestät hielt er in einer knorrigen, zitternden Faust einen Bambusstab, als handele es sich um einen Stößel, mit dem er den weißen Mann in dem Mörser seiner Untaten zerstampfen wolle.

»Heute war ich Zeuge des unerträglichen Stolzes und der barbarischen Ungerechtigkeit unserer Eroberer und aus diesem Grund, du falscher, verlogener Mensch, du unehrenhafter Wilder, der in das Gewand seiner verdorbenen Zivilisation gekleidet ist, werden Zwietracht und Zerstörung deine Strafe sein. Bei den heiligen Sternen, die Zeugen dieser Nacht der Grausamkeit und des Bösen

sind, die einem anderen zuteil wurden, den du, weißer Mann, zu deinem Sklaven gemacht hast, werden die unlöschbaren Feuer des Moloch zweiundeinhalb dessen verschlingen, was dir gehört.

Für alle Zeiten soll dieser Fluch dich und die Deinen verfolgen.«

»Geh mir aus dem Weg, alter Narr!« James drängte sich an dem heiligen Mann vorbei, unbeeindruckt von der zornigen Schmährede des Sadhus, den er, gleich dem Rikscha-Wallah, als heidnischen Kuhanbeter einstuftete und noch dazu als einen Verrückten. Er wollte so viel Distanz wie möglich zwischen sich und den ›verrückten Fakir‹ legen.

Es war Rorys Bruder Lindsay, der Jahre später den Bann brach, der über jener seltsamen Nacht auf der Straße nach Tippindee lag. Zu der Zeit waren sowohl sein Großvater wie sein Vater tot und Lindsay war der neue Laird von Glengarth. Das Boot segelte zurück in das Loch Garth und Lindsay hatte zu dem düsteren Schloss auf dem Berg hinaufgeblickt – sein Schloss, seine Wälder, sein See und seine Liebe: »Der Moloch ist unersättlich!«, hatte er gesagt.

Alle drei, der Vater und seine zwei Söhne, lenkten ihre Schritte zurück zur Erinmore Lodge.

Später an diesem Abend nahmen James und seine Söhne in Sir Douglas' mit Mahagoni verkleidetem Badezimmer, das im alten Kolonialstil gehalten war, ein Bad. Anschließend, als man Rory und Lindsay in Gästeschlafräumen untergebracht hatte, zogen sich ihr Vater und Brig auf die Veranda zurück und ließen sich auf Pflanzersesseln oder, wie sie auch genannt wurden, Langärmeln nieder. James hatte die Gesellschaft von Simla vergessen und wärmte mit Brig alte Jagderlebnisse auf und bei Whisky und Soda tauschten sie Geschichten über die unsterblichen Berge aus.

Schrecklich schwitzend wälzten sich die beiden Jungen unter ihren Moskitonetzen hin und her. Für sie verging der Rest der Nacht nur schleppend, wie ein unangenehmer Traum, der ihnen die seltsamen Erlebnisse des Tages wieder vor Augen führte, während sich der Schlaf in der heißen und feuchten, von Insekten bevölkerten Faust des indischen Monsuns verflüchtigte.

Am darauf folgenden Morgen wurden James und seine Söhne in der offiziellen Kutsche Brigs (deren Hinterachse vorher sorgfältig untersucht worden war) heim nach Tippindee gebracht.

Ihre Mutter stand auf den Stufen des Hauses und erwartete sie voller Besorgnis. Schützend hielt sie die Hand vor die Augen, das goldene Haar leuchtete in der hellen Himalajasonne wie ein Heiligenschein und Rorys Herz hüpfte vor Freude und Liebe, sie zu sehen. Aber bevor er aus der Kutsche klettern konnte um sie zu umarmen und ihr auf seine kindlich überströmende Art alles, was ihnen zugestoßen war, zu erzählen, packte ihn der Vater an dem zerrissenen Ärmel und hielt ihn zurück. »Keiner von euch wird auch nur ein einziges Wort von diesem Geschwafel dieses verrückten Fakirs weitererzählen, schon gar nicht eurer Mutter. Ihr werdet das aus eurer Erinnerung streichen, als hätten sie nicht stattgefunden, die Ereignisse des gestrigen Abends.«

Kapitel 2

Die Hitze war wie ein weiß glühendes, sichtbares Etwas, das die Sinne attackierte. Das Quecksilber im Thermometer auf der Veranda war bis zum Ende der roten Linie bei einhundertzehn Grad Fahrenheit gestiegen. Aber der Staub war noch schlimmer als die Hitze. In dichten Schichten verklebte er die Nasenlöcher, reizte die Kehle und brachte die Augen und das Temperament zum Brennen.

Staubbedeckte, barfüßige Diener, die sich bei diesen mörderischen Temperaturen nur langsam bewegten, zogen Rattanblenden und Holzjalousien vor die Fenster. Kulis wässerten die Kartoffeln, die in der Hitze dampften und schon bald vertrockneten. Es war, als lebe man in einem türkischen Bad; gemeinsam mit den kraftlosen grünen Eidechsen, die von den Zimmerdecken fielen, weil sie zu erschöpft waren um sich weiter an den Stuck zu klammern, versank die Menschheit in einer Trance.

Die Schulstunden waren für den Vormittag beendet und Rory Duncan Roskillen lief eilig zu den Räumen seiner Mutter.

Sie war damit beschäftigt, Einladungen für ein Gartenfest zu schreiben, und saß an ihrem kleinen französischen Schreibtisch, der vor den großen Fenstern ihres Boudoirs stand. Von hier aus konnte sie auf die Palmen schauen, die wie hohe, vergessene Wachtposten aussahen, die entlang der ockerfarbenen Grenzmauer aufgereiht standen. Oder sie konnte die *Malis* beobachten, die mit ihren undichten Gießkannen vergeblich sich abmühten, dass die Gärten des Maharadschas von Baharabad immer grünen und blühten.

Es wurde Rory langweilig, sich über die breite Steinfensterbank zu lehnen, den *Punkah-Wallahs*

Grimassen zu schneiden und ihnen aufreizende Bemerkungen zuzurufen. Faule Kerle, die auf der Veranda dösten, während die Bänder, mit denen die Fächer in Bewegung gehalten werden sollten, schlaff in ihren verschwitzten Fingern lagen, waren Rorys kindliche Gedanken. »Mama, magst du Indien?«, fragte er und vergaß die ›faulen Kerle‹ – ein Ausdruck, den er von seinem Vater aufgeschnappt hatte. Er stand auf und stellte sich hinter den Stuhl der Mutter. Ihr Nacken faszinierte ihn. Er sah aus wie ein blasser Stängel, der eine gelbe Blüte trug. Goldene Ringellocken bewegten sich anmutig beim Lufthauch der Leinenfächer – wenn jemand daran dachte, an den Bändern zu ziehen – und sie waren so weich und zart wie Daunenfedern. Am liebsten hätte er die Hand ausgestreckt und das weiche, helle Haar gestreichelt, das zu einem würdevollen Chignon zusammengefasst war, oder aber darauf gepustet, während er sich etwas wünschte. Doch stattdessen behielt er die Hände bei sich und hielt den heißen Atem eisern an. Die Ellenbogen auf die Rückenlehne des Stuhls gestützt, das Kinn nachdenklich in den verschwitzten Handflächen vergraben, quetschte er die nächste Frage zwischen den Zähnen hervor. »Mama, hast du jemals Heimweh?«

Überrascht drehte sich seine Mutter, den Federhalter in der erhobenen Hand, zu ihm um.

Ihre Augen erinnerten Rory an Spiegelbilder des Himmels. Es waren wunderschöne Augen, blauviolett wie Dschungelorchideen oder die Frühlingsveilchen in den Wäldern von Glengarth.

Er fragte sich, wie ein so freundliches und sanftes Wesen mit seinem so alten und misstrauischen Vater verheiratet sein konnte. Rory, der ein neugieriger Junge war und immer auf den Klatsch unter Verwandten und Dienern achtete, ließ sich sehr wenig entgehen: Vater war schon einmal verheiratet gewesen, mit einer indischen Prinzessin, der Schwester des Maharadschas von Baharabad. Er hatte sie

in seiner Jugend kennen gelernt, als er 1875 im Gefolge des Prinzen von Wales bei dessen Besuch in Indien geweilt hatte. Vater und die Prinzessin hatten eine Tochter gehabt, die Rajkumari Sula, und daher meinte Rory, dass man dem *lasterhaften Lebenswandel* des Vaters Zugeständnisse machen musste, da er ihn zweifellos seiner Königlichen Hoheit abgeschaut hatte, der - nach dem Klatsch der Erwachsenen - *überall Affären* gehabt hatte. Diese Dinge hatte er bei den Erwachsenen aufgeschnappt, obwohl ihn ihre Gespräche oftmals verwirrten.

Leider war die indische Prinzessin im Wochenbett gestorben und das unruhige Auge James Beauly Roskillens war auf die Ehrenwerte Laura Burrett aus Leicestershire gefallen. Mutter, so glaubte Rory, hatte nicht geahnt, auf was sie sich einließ, als sie Papas Heiratsantrag annahm; aber er war froh darüber, ansonsten wäre er jetzt nicht hier.

Seiner Mutter gelang es immer, so kühl, so ruhig und so englisch auszusehen: Ihre kühle, seidige Gelassenheit in diesem heißen Land mit seinem heißblütigen Vater verdiente einen Orden. Ihr Anblick hatte sich unauslöschlich in seinem Herzen eingepägt, für immer in sepiafarbene Erinnerungen an milde Sommertage gehüllt: Tee, der von lilienweißer Hand aus einer silbernen Teekanne eingeschenkt wurde; ein elegantes, cremefarbenes Spitzenkleid, das über fremdländischem Rasen schwebte; große Sonnenhüte, mit Federn, Blumen und künstlichen Vögeln verziert; Grübchen und Lächeln und das Funkeln ihrer Augen; der herzförmige, lächelnde Mund, wenn sie etwas amüsierte - was sehr oft der Fall war, denn seine Mutter besaß einen wunderbaren Sinn für Humor. Sie erinnerte ihn an Gurkensandwiches, Madeirakuchen, Stechpalmenfrüchte und Mistelzweige, knirschenden weißen Schnee und Gelächter, Arme voller Glockenblumen und alles Schöne.

Aber aus diesen Kindheitserinnerungen zwischen zwei Kontinenten ragte ihre beschützende Liebe zu ihm heraus, eine Liebe, die hermetisch gegen die sengende Sonne versiegelt war und die in diesem für Eindrücke besonders empfänglichen Alter für ihn das Leben selbst bedeutete.

»Manchmal, Liebling, nicht sehr oft. Jetzt ist dies mein Heim, zusammen mit deinem Vater. Was hast du heute morgen bei Mr. Shawmoss gelernt?«

»Nicht viel.«

»Lass das nicht Papa hören«, meinte sie und lächelte spitzbübisch.

»Mama, muss ich in England zur Schule gehen?«

»Ja, mein Schatz, das musst du. Dein Vater wünscht es.«

»Aber warum? Es ist so weit von Baharabad entfernt.«

»Ja, das stimmt.« Sie seufzte und wandte sich wieder den Einladungen zu.

»Warum, Mama?«

»Warum es weit von hier entfernt ist oder warum du in England zur Schule gehen musst?«

»Mut-ter!«

Sie legte den Federhalter beiseite und bot ihm mit beherrschter Miene den Fußschemel an. »Setz dich hin, Rory, damit ich dich besser sehen kann ohne mir den Hals zu verrenken.« Der geschwungene Mund verzog sich zu einem lieblichen Lächeln. »Erinnerst du dich an die tapferen Sechshundert? Die nicht nach dem *Warum* fragten?«

Bei dem Ausdruck kindlichen Entsetzens, der Rorys Gesicht überflog, vertiefte sich ihr Lächeln. »Mama, das ist doch völlig sinnlos! Wenn ich nicht nach dem *Warum* frage, woher soll ich dann jemals *wissen*, ob ich für die richtige Sache sterbe?«

»Mein lieber Junge, du wirst kaum sterben, nur weil du in England zur Schule gehen sollst.«

»Aber es könnte passieren. Es ist bekannt, dass viele Gräueltaten in England begangen werden. Lindsays bester

Freund, Pilkes Major, starb sechs Wochen nach seiner Ankunft in Eton bei einem Rugbyspiel. Sie haben ihm das Genick gebrochen - Sassenachsⁱ, die einen Schotten umbringen, genau wie bei Culloden.«

Sie lächelte und fuhr ihm durch das helle Haar. »Jetzt hör aber auf!«

»Es ist wahr! Prügel, Bestrafungen und Schinderei sind an der Tagesordnung. Ich lasse mich lieber von Vater und dem alten Shawmoss hier in Baharabad durchhauen als in England. Außerdem kann ich dann hinterher zu dir kommen um es dir zu erzählen.«

Sie umging das schwierige Thema mit der Geschicklichkeit eines Diplomaten, der die Lage entspannt halten will. »Du und Lindsay werdet in der Lage sein die Ferien in Glengarth zu verbringen.«

»Ich mag Großvater Glengarth nicht - kein bisschen!« Und das meinte er ernst. »Vor unserer Abreise aus Schottland hat er ganz deutlich gesagt: *Bis bald, Lindsay, mein Junge*. Mich hat er gar nicht beachtet. Alles, was er zu mir sagte, war: *Lass dir die Haare schneiden*. Bloß weil Lindsay eines Tages Glengarth erbt und nicht ich.«

Rory bemerkte den Hauch eines Schattens in den violetten Augen der Mutter, der aber sofort wieder verschwand. Mit fester Stimme sagte sie: »Du, Rory, befindest dich in einer viel beneidenswerteren Lage als dein Bruder. Dein Leben gehört dir um das daraus zu machen, was du möchtest. Lindsay dagegen hat für den Rest *seines* Lebens einen Mühlstein um den Hals hängen.«

Rory war entsetzt. »Ist es das, wofür du Glengarth hältst, Mama, einen Mühlstein?«

Sie wandte sich ab und sah nachdenklich aus, als sie eine Fotografie in einem Silberrahmen aufnahm, die ein stattliches Haus aus der Zeit Jakobs 1. zeigte. »Ich glaube, ich ziehe Breedon Hall vor, in dem man viel gemütlicher leben kann. Ein uraltes schottisches Schloss hoch oben auf

einem einsamen Berg ist ganz schön für jene, die lange, zugige Flure lieben. Aber Schlösser und Paläste sind kein wirkliches *Heim* in dem Sinne, in dem es Breedon Hall ist ... Breedon-in-the-Wold, wie englisch das klingt!«

Da wusste Rory, wie sehr sie unter Heimweh litt. Er wechselte das Thema. »Ich habe Großonkel Neptune *viel* lieber. Ich glaube, ich werde bei ihm leben und nicht in England zur Schule gehen. Ich weiß, dass ich sie alle hassen werde – die Sassenachs, meine ich.« Er wusste, dass er nicht meinte, was er sagte, aber es war so verwirrend, die ganze Zeit herumgeschubst zu werden! Schließlich war Schottland sein Geburtsland und der einzige Platz, der ihm Tradition und Beständigkeit bot. Rory dachte an Großonkel Neptune, den Schwager seines Großvaters. Hamish MacDearg war eine unvergessliche Persönlichkeit, die sich der Aufgabe widmete die jüngere Generation der Roskillens das Fürchten zu lehren. Großonkel Neptune und Großvater hatten seit über einem halben Jahrhundert kein Wort mehr miteinander gesprochen. Die Familienlegende besagte, dass sie sich wegen einer Dampfschiffahrtsgesellschaft zerstritten hatten. Von alten Familienbildern und Fotografien her erinnerte sich Rory sehr gut an den alten Neptune und bei ihrem letzten Besuch in Glasgow hatten sie sich pflichtbewusst von ihm verabschiedet, für den Fall, dass sie ihn niemals wieder sahen. Hamish war das völlig egal. Und diese ganze Indiengeschichte war nur geschehen, weil Vater mit *seinem* Vater, dem Laird von Glengarth, gestritten hatte. Dieses unablässige Streiten miteinander schien ein männliches Familienerbe zu sein.

»Lieber Junge, ich glaube nicht, dass Großonkel Neptune wissen würde, was er mit dir anfangen sollte. Er ist sehr exzentrisch.«

»Das ist Großvater auch ... und Papa ebenfalls.« Auch das musste in der Familie liegen, dachte Rory und kaute am Daumennagel. Vielleicht hatten sie alle einen auf Inzucht

beruhenden Wahnsinn geerbt, der auf den ersten, wahrhaft verrückten Beauly zurückging, dessen Gruft in Duncans Turm in Glengarth, Ross-shire, lag. So etwas geschah – man denke an Macbeth! Lindsay würde genauso werden: steif, eingebildet und griesgrämig. Er zeigte bereits jetzt diese Eigenschaften. Natürlich waren die Schwestern anders. Christabel und Kitty waren lediglich Mädchen, die sich an hübschen Kleidern und Puppen erfreuten und gern zu Kostümfesten gingen, aber man durfte sie nicht zu ernst nehmen.

Seine Mutter stellte die Fotografie ihres Familiensitzes zur Seite und ergriff eine kleine silberne Glocke, die auf dem Löschpapier stand um ihre Zofe zu rufen. Sie musste sich zum Lunch umziehen, der immer mit einer der unzähligen Frauen und weiblichen Verwandten des Maharadschas von Baharabad eingenommen werden musste.

»Mama, wann werde ich dich wiedersehen?«

»Heute Abend, mein Liebling«, antwortete sie zerstreut. »Wir werden eine der Erzählungen aus Mr. Kiplings *Schlichten Geschichten aus den indischen Bergen* lesen.«

»Mut-ter!«, rief Rory ungeduldig. »Ich möchte wissen, wann ich dich in *England* wieder sehen werde!«

»Bald, mein Liebling, bald!«

»Wie bald?«

Sie warf ihm einen Blick zu und wandte dann die Augen ab, unsicher wegen einer Antwort. »Du musst mir oft schreiben, Rory. Erinnere mich an die Schlüsselblumen, die wie gebündelte Sonnenstrahlen in den Gräben am Wegesrand wachsen. Glockenblumen in den Wäldern von Glengarth, Narzissen, die sich am Ufer des Breedon neigen. Wenn Blumen musizieren könnten, würden sie klingen wie Kirchenglocken, die vom Wind geläutet werden. Die Blumen hier erscheinen mir irgendwie anders ... Jetzt werde ich rührselig, und das darf nicht sein!« Noch einmal fuhr sie ihm liebevoll durch das staubige Haar,

nahm dann sein Gesicht zwischen die weichen, kühlen Hände und drückte ihm einen schmatzenden Kuss auf die Stirn, die rosig und uneben von Hitzepickeln war. Sie roch nach Lavendelwasser und Veilchen und vielen schönen Dingen und er genoss den Duft ebenso sehr wie die Berührung.

Mademoiselle Chandelle Beauvier erschien in der Tür, ein hellblaues Nachmittagskleid über dem Arm. »Derr *Dirze*, gnädisch Frrau, err 'at die Säume ausgelassen, aberr err 'at eine Riss in die Seide gemackt. Isch denke, err ist serr faul diese Nachmittag, non?«

Rory hatte einmal gehört, wie sein Vater Brigadegeneral Sir Dougald MacKincade, den jeder Brig nannte, erzählt hatte, dass Chandelle Beauvier ihr Englisch in einem Kairoer Bordell gelernt habe. Auf jeden Fall hörte sich Chandelles Englisch bedeutend besser an als Shawmoss' Französisch, das er im Vaudeville in Bognor Regis aufgeschnappt hatte.

Rory erhob sich von dem Fußschemel und ließ seine Mutter und ihre Zofe in ihrer Unterhaltung über Seide, Satin und Spitzen allein. Ihm war aufgefallen, dass seine Mutter in letzter Zeit eine zunehmend breitere Taille bekam. Er kannte den Grund dafür, wenngleich niemand je über diese Dinge redete. »Und warum halten Erwachsene Kinder immer für blind und für zurückgeblieben dazu?«, verlangte er von der Luft zu wissen, bevor er die Tür zum Schulzimmer mit mehr Schwung als beabsichtigt öffnete. »Ich weiß nicht, warum das Leben so verdammt ungerecht ist!«

Das Mittagessen mit Mr. Shawmoss, seinem Lehrer, war die schlimmste halbe Stunde eines Tages, der mit allen möglichen Grässlichkeiten gesegnet war. Rory Duncan, der mit seinen vornehmen Eltern, zwei Schwestern, einer Halbschwester, einem Bruder und einem Schimpansen

namens Suzy in einem Elysium aus rosafarbenem Marmor lebte, zitterte um sein Leben!

Das *Elternhaus* in diesem fremden Land war der Palast einer Lieblingskonkubine, den der Maharadscha von Baharabad Rorys Vater zur Verfügung gestellt hatte, nachdem die Konkubine nicht mehr in seiner Gunst stand. Das Gebäude befand sich am äußersten Ende der riesigen königlichen Ländereien und sah auf einen reglos daliegenden See hinaus, der Krankheiten enthielt, die durch das Wasser übertragen werden. Rory war davon überzeugt, dass der See für die schlechte Laune seines Vaters, für Malaria und Unmengen anderer, unaussprechlicher Erkrankungen verantwortlich war.

Sein Vater trainierte die kostbaren Poloponys des Maharadschas und trug den imponierenden Titel eines *Offiziers der Königlichen Ställe*, den ihm der Herrscher während einer besonderen Zeremonie verliehen hatte – Zeremonien gehörten in Baharabad zum Alltag. Aber trotz eines Lebens in materiellem Überfluss und mit vielen Privilegien war Rory Duncan nicht glücklich. Tatsächlich war er wirklich unglücklich, während er sich in einer Wüste unsicherer Gefühle befand. Die Muster der Tage waren von dauerhaften Zweifeln durchdrungen.

»Guten Tag, Roskillen – oder ist es Abend? Du bist schon wieder zu spät zum Essen.« Lehrer Shawmoss, der das Bambusrohr wie einen Bogen wölbte, führte dem Jungen dessen schwachen Halt in einem feindlichen Land vor Augen.

»Ja, ich weiß. Ich habe mit meiner Mutter geredet und die Zeit vergessen.«

»Pünktlichkeit ist das Privileg der Könige, Roskillen. Wir alle sind hier um den heidnischen Eingeborenen ein christliches Beispiel zu geben. Außerdem gefällt mir dein Ton nicht, junger Mann!«

Täglich, außer sonntags, wenn die ganze Familie die Mahlzeiten gemeinsam einnahm, war Rory gezwungen